

# Leseprobe

## *Einleitung*

„Johannas Leben ist eine einzige Lüge. Eine Illusion“, behauptete Christian an jenem Freitagabend im August zu vorgerückter Stunde, als Johanna Hamburg zum ersten Mal verließ. Zu jener Zeit bildete er sich tatsächlich ein, die Ursache für Johannas überstürzte Abreise gekannt zu haben. Er verlieh seinen Worten eine solche Bestimmtheit, als hätte er die Wahrheit in ihrer reinsten Form ins rechte Licht gerückt, von der Martin und ich in demselben Augenblick ebenso wie er hätten überzeugt sein müssen. Knapp zwei Jahre später, an dem Abend, nachdem Johanna zum Flughafen gefahren war und zum zweiten Mal beabsichtigte, für eine unbestimmte Zeit ins Ausland zu fliegen, hätte Christian über sie mit hoher Wahrscheinlichkeit anders geurteilt.

Ich erinnere mich: Martin und Christian saßen am blank polierten Tresen im dämmrigen Licht des Café Kommunal. Ich spülte die übrig gebliebenen Gläser, kurz nachdem Johanna sich bei mir und Martin verabschiedet hatte. Stephan und Verena waren bereits vor Stunden gegangen. Christians Ton überraschte Martin, erstaunt sah er mich an. Johanna war keine fünf Minuten fort, als Christian derart schlecht über sie redete, was er sich in ihrer Gegenwart nie erlaubt hätte. Mit wenigen Worten meinte Christian tatsächlich das auszudrücken zu vermögen, was der Grund ihrer Ent-

scheidung war. Er meinte, ihre Wünsche und Ziele sowie ihre Bedürfnisse auf ein Wort reduziert, überschaubar zusammenfassen zu können: Lebenslüge. Zum ersten Mal, seitdem Martin Christian kannte, sah er ihn ernsthaft feindselig an. – „Warum sprichst du schlecht über Johanna?“ fragte ich Christian forsch. „Was hat sie dir getan, dass du plötzlich abwertend über sie urteilst?“ „Michael“, lallte Christian gelangweilt, das Sprechen fiel ihm wie so häufig schwer. „Ihre Träume, ewig diese Träume, Portugal, die Südsee, stets verweilten ihre Gedanken in der Ferne, an anderen Orten, möglichst weit weg ihrer Heimat ...“, er stockte: „Hat dich das nie genervt?“ – Groll schwang in seiner Stimme, Neid. Ob mehr aus Verachtung als aus Verletztheit vermochte ich nicht zu sagen. Ob er eifersüchtig war? Darüber nachzudenken hatte Christian nicht die Zeit gefunden. – „Nein“, entgegnete Martin ärgerlich, befürchtete jedoch bereits in demselben Augenblick, dass sein Einwand in den Ohren Christians nahezu blauäugig klang. „Was könnte daran falsch sein, sich einen Platz für Träume zu bewahren?“ fragte er Christian mit leicht zusammengekniffenen Augen. – Ob Christians bodenloser Anschuldigung schien Martin fest davon überzeugt, dass es zu einer seiner Pflichten gehöre, für Johanna Partei zu ergreifen, für die Johanna, die eines Tages eher zufällig als erwartet in sein Leben trat. Bereits nach wenigen Tagen, nachdem sie Christian kennengelernt hatte, beklagte sie sich betrübt bei Martin über

den Mangel, dass Christian sich nicht für einen ihrer Träume interessiere. Christians Vermessenheit, Johanna verstanden zu haben, geschweige denn einst gekannt zu haben, das Recht für sich in Anspruch zu nehmen, über sie zu urteilen, setzte voraus, sich nicht nur dessen bewusst zu sein, was Johanna von sich der Öffentlichkeit preisgab, es setzte voraus, nicht nur über die Kenntnis ihrer Gewohnheiten und Alltäglichkeit sondern auch über die Absichten und Gedanken, ihre Träume, Wünsche und Bedürfnisse zu verfügen. Da Christian zudem nie das Interesse hegte, Johannas Ängste zu erkunden, hätte er ebenso wie niemand nicht den Anspruch erheben dürfen, sich ihrer abfällig zu bemächtigen.

Vom ersten Tag an schloss Johanna Vertrauen zu Martin, obwohl er sie an jenem Abend verletzte. Den Grund ihrer Trauer nannte sie ihm nicht zu jener Zeit, in der sie sich kennenlernten. Erst viel später, als sie nach gut einem Jahr nach Hamburg zurückkehrte, verriet sie ihm, warum sie damals zu weinen begann. Sie saß auf ihrem Bett und lehnte mit dem Rücken an der Wand. Nachdem sie kurz nachgedacht hatte, zog sie die Beine an, umschloss diese mit beiden Armen und begann zu erzählen. An jenem Abend schien es Martin, als breite sie ihre gesamte Welt zu seinen Füßen aus. Wenige Monate später, an dem Tag, an dem Johanna Hamburg zum zweiten Mal verließ, saß Martin noch lange in ihrem Zimmer auf dem Fensterbrett. Er sah hinunter in den Hof, ging in die Küche,

setzte Kaffee auf und sah hinunter auf die Straße. Ben, der junge schwarze Labrador, den Johanna erst im März aus dem Tierheim mit zu sich nach Hause genommen hatte, lag auf den kühlen Fliesen und schlief. Als Martin ins Zimmer zurückging und sich mit dem Becher in die untergehende Sonne auf das Fensterbrett setzte, trottete Ben ihm treu ergeben hinterher. Schräg links sah Martin in Stephans dunkle Wohnung, betrachtete den festen Stamm der alten Kastanie im Innenhof und dachte nach. Seiner Enttäuschung suchte er standzuhalten. Später malte er sich aus, welche attraktive Frau Stephan heute wohl im Schlafzimmer seiner Wohnung am Wickel haben würde.

Einige Stunden später im Kommunal bemerkte ich sofort, dass Martin keine Lust hatte, sich mit mir zu unterhalten. Schweigsam saß er am Ende des Tresens und stierte in sein Glas. Er sah sich im Lokal um: Gelaugte Gesichter, ein ernstes Gespräch, selten ein lautes herzhaftes Lachen. Jeder der Gäste schien überaus wichtig, in jedem Augenblick drohten sie aus Ernsthaftigkeit zu platzen. Stundenlang nuckelten sie an ihren Cocktails, selten waren es zwei. Trotzdem blieb Martin sitzen. Warum? Was erwartete ihn? Die Gewissheit, dass im Laufe dieses Abends nichts geschehen würde, war einsehbarer als sein Wunsch, dass das erwartete Ereignis über ihn hereinbrechen, dass Johanna plötzlich in der Tür stehen und ihm erklären würde, dass sie anders entschieden habe. Ich ließ Martin in Ruhe. Sobald er sein Glas ausgetrunken hatte,

schenkte ich ihm nach, leerte den Aschenbecher und wandte mich dann den übrigen Gästen zu. Kurz bevor die letzten Gäste zahlten, betrat Roman das Kommunal. Mit wenigen Worten erzählte ich ihm, was geschehen war. Roman hörte mir aufmerksam zu. Er nickte kurz, nahm sein Glas Rotwein und setzte sich ans Klavier.

Ben saß rechts neben Martin auf dem Boden. Seinen Blick wandte er erwartungsvoll zur Tür. Aufgrund seiner Erfahrung, dass Johanna mit jedem Augenblick durch die Tür hereinkommen würde, um ihn wie üblich abzuholen und mit nach Hause zu nehmen, saß er aufrecht, von seinem Unglück nichts ahnend. In manch Mittagspause besuchten sie Martin im Park: Johanna die Hundeleine in der Hand schwingend, lief Ben schwanzwedelnd auf ihn zu. Sie setzten sich auf die Bank hinters Museum, aßen im Schatten der Bäume schmierige Croques und tranken eiskalte Cola. Anderntags saßen sie auf dem Holzsteg am Teich, folgten den ruhigen Bahnen der Enten und ließen die Beine baumeln, bis die Sonne unterging. Das letzte Mal jedoch, am Abend ihres Geburtstags, sie saßen bereits seit einigen Stunden auf der Bank, eröffnete Johanna ihm besonnen, dass es sie wieder in die Ferne ziehe. Ihre Worte trafen Martin wie ein Schlag von oben auf den Kopf. Schweigsam hörte er ihr zu, sprachlos vernahm er von fern das Signal eines mit der Flut einlaufenden Schiffes. Die Gründe ihrer Abreise verstand er nur allzu gut, gegen seine Enttäu-

schung vermochte er sich jedoch nicht zu wehren. Seiner Furcht vor der in Kürze wiederkehrenden Einsamkeit fühlte er sich nicht gewachsen. Er erinnerte sich an die Nachmittage, die sie am Elbufer in Richtung Klein Flottbek gingen: Die Frachter und Containerschiffe fuhren an ihnen flussaufwärts vorbei. Dieser Blick faszinierte Johanna. Stets fühlte sie sich von den Wassermassen überwältigt, die sich viele kilometerweit die Elbe hinauf und hinabschoben. Sehnsucht löste sich in ihr. Am Hang auf dem Rasen im Jenischpark träumte sie von der Ferne, vom Verreisen, vom Wunsch, Hamburg einfach zu verlassen. Ihre Heimat auf unbestimmte Zeit zu verlassen, ging einher mit der Einbildung, dass es ihr irgendwo in der Ferne besser ergehen würde. Stets fragte sie sich, wohin die Schiffe fuhren, suchte die Flaggen zu entziffern, nannte die Länder, die jeweils in Frage kamen, verlor sich träumend in Beschreibungen und Vorstellungen. Im Fernsehen sah sie regelmäßig Reportagen. Später griff sie nicht mehr auf Einbildungen zurück, sondern bediente sich unmittelbar ihrer eigenen Erfahrung. Im Schneidersitz auf ihrem großen Bett breitete sie Atlas, Landkarten und Bildbände vor sich aus. Sie zeigte Martin die Routen, die sie jeweils wählen würde. Auf ihre ruhig unzufriedene Art erzählte sie von den Ländern, der Landschaft, der Bevölkerung, ihrer typischen Lebensgewohnheiten. Sie ging ins Völkerkundemuseum, hielt sich oft stundenlang in der Antikensammlung auf oder besuchte Diavorträge im Amerikahaus. Das

Geld, das sie benötigte, um in diese Länder zu reisen, besaß sie zu jener Zeit nicht. Die Hoffnung aber, eines Tages in all diese Länder zu reisen, die gab sie nie auf.

An solch Tagen saß Martin ihr gegenüber auf dem Fensterbrett. Unzählige Bilder hingen an den Wänden: Fotografien, Poster und Postkarten, aber auch Bilder, die Johanna gemalt hatte. Arbeiten, die nicht abgeschlossen waren, an denen Johanna arbeitete, lehnten schräg an der Wand. In der Nacht verspernte für gewöhnlich eine heruntergelassene braune Holzjalousie die Sicht. Die Konturen vom Innern ihres kleinen Zimmers, abgeschirmt vor den ungebeten Augen Außenstehender, waren damit nur ungenau bis gar nicht zu erkennen. Auf dem Fußboden stand ein Ventilator für heiße Tage, Kleinkram lag achtlos auf dem Boden verstreut. Johannas Zimmer war nie aufgeräumt wie das schräg links nebenan. Ganz offensichtlich mietete die Nachbarwohnung ein anderer, ein ordentlicher Mensch. Auf der Innenseite der Tür eines weiß gestrichenen Wandschranks hingen Aktfotos, schwarzweiß Fotografien gutaussehender Frauen: Die eine Frau, ganz nackt, hob vorm Spiegel stehend beide Arme, um sich ihr dunkelblondes Haar nach hinten zu einem Zopf zu binden; die Brüste der Frau darunter wurden von der Spitze eines weißen Unterhemdes bedeckt, durch die ihre zarten rosa Brustwarzen schimmerten. Im Zimmer nebenan standen ein Tisch, vier Stühle, ein Bücherregal, Sofa, Fernseher und eine

Musikanlage. An den Wänden hingen Bilder, gerahmte Kunstdrucke, Kandinsky und Renoir. Hinten in der Ecke des Raums erkannte Martin eine Palme, neben der eine Chromlampe stand.